

Die Domlieder bilden in der stattlichen Reihe der Molitor'schen Dichtungen eine glänzende Nummer. Zur Zeit, als sie in der Oeffentlichkeit noch mehr bekannt waren, konnte man die Behauptung hören: wenn Molitor auch nichts hinterlassen hätte, als seine Domlieder, so hätte er auch dadurch allein den Beweis erbracht, daß er ein Dichter von Gottes Gnaden ist.

Inzwischen ist bald ein halbes Jahrhundert vergangen, seitdem er das Zeitliche gesegnet hat. Seine Werke sind längst alle vergriffen, ohne daß die Ungunst der Zeit es gestattet hätte, sie wieder aufzulegen.

Da dürfte es bei der neuen Ausgabe der Domlieder am Plage sein, zu ihrer Bewertung in des Dichters Lande zu gehen und ihm auf seinen Lebensweg zu folgen.

Molitors Leben umfaßt die größere Hälfte des ereignisvollen 19. Jahrhunderts 1819—1880.

I.

Georg Wilhelm Molitor stammt väterlicherseits aus St. Martin in der Rheinpfalz, wo sein Großvater Lehrer war. Seine Wiege stand indes in Zweibrücken. Er war der Sohn des dortigen Appellationsgerichtsrats Joseph Mloys Molitor und erblickte das Licht der Welt am 24. August 1819. Seine Mutter, Aloisia Mayer, war eine geborene Mainzerin. Sie

hatte einen Bruder, der im Jahre 1809 Kaplan in Neustadt a. H. und bald darauf Pfarrer in Edesheim war. Als Kaplan von Neustadt nahm dieser sich des Knaben Johannes Geissel von Gimmeldingen an, des nachmaligen Erzbischofs und Kardinals von Köln, um ihn zum Studium anzuleiten und ihm die Wege zu bahnen, dasselbe in Mainz zu vollenden. Als er nach Edesheim befördert wurde, nahm er denselben dort in seinen Hausstand auf, bis er in die Schule in Mainz übertreten konnte. Geissel blieb ihm dafür zeitlebens dankbar. Daher nahm er sich auch später gerne seines Neffen Wilhelm Molitor an und ward auch dessen Firmpate.

Molitor hatte noch einen Bruder, namens Ludwig, der 2 Jahre älter war als er. Es ist derselbe, dem Dr. R. Böhlmann in Zweibrücken eine Gedächtnisschrift gewidmet hat mit dem Titel: Ludwig Molitor, Zweibrückens Geschichtsschreiber. Zweibrücken 1917. Sonst hatte Molitor keine Geschwister.

Die Erziehung im elterlichen Hause war eine tiefreligiöse, in jeder Hinsicht vorzügliche. Dabei war er von Natur aus sehr gut geartet, trefflich körperlich veranlagt und mit reichen Geistesgaben ausgestattet.

Als Siebenjähriger brachte er bereits ein kleines Preisbuch aus der Schule mit nach Hause, das den Eintrag enthielt: „Zur Belohnung und Aufmunterung bei der Herbstprüfung dem Wilhelm Molitor. Zweibrücken, den 12. September 1826. Die Ortsschulkommission.“

Nicht weniger günstig verliefen seine Lernjahre am Gymnasium seiner Vaterstadt. Im Alter von 17 Jahren erhielt er schon das Abgangszeugnis mit der Note „vorzüglich“. Musik und Poesie hatten dabei im Hause Molitors ebenfalls stets gute Pflege gefunden.

Als Berufsstudium wählte er sich, wie sein Bruder, wohl auf besonderen Wunsch des Vaters, die Rechtswissenschaft. Zunächst ging er auf die Hochschule nach München, wo ihn neben dem Fachstudium auch das der schönen Künste, der Architektur und der Malerei, der Musik und der Poesie anzog, letztere hauptsächlich auf dem Theater. Im zweiten akademischen Studienjahre bezog er die Universität Heidelberg, um sodann im dritten und vierten München noch einmal aufzusuchen und die theoretischen Studien daselbst abzuschließen.

Die beiden Jahre 1840—1842 verbrachte er als Rechtspraktikant in der Heimat.

Molitors äußere Erscheinung in diesen Jahren wird von einem etwas jüngeren Zeitgenossen, dem Redakteur des Christlichen Pilgers, G. Rat Riedinger, mit folgenden Worten geschildert: „Er war ein hochgewachsener, schlanker Jüngling, mit feingeschnittenem Profile, blühender Gesichtsfarbe, großen blauen Augen, blonden, auf die breiten Schultern herabfallenden Haaren in einem schwarzen, knapp anliegenden Sämting mit umgeschlagenem Hemdtragen. Der frische Hauch einer künstlerisch angelegten Natur, eines fein gebildeten Geistes gab sich auf

den ersten Blick kund.“ Damit stimmt die vom Maler Grottesend angefertigte Zeichnung aus dem Jahre 1840, im Besitze seines Neffen des Herrn Geheimrats Lempfrid in Zweibrücken, wovon sich ein Nachbild an der Spitze der Domlieder befindet, im Wesentlichen überein. Diese äußere Erscheinung und sein gewohntes vornehmeres Auftreten mögen wohl die Veranlassung gewesen sein, daß einer seiner Examinatoren beim Staatsexamen den Rechtspraktikanten glaubte schmerzhaft als königlichen Hoftheaterintendanten begrüßen zu dürfen. Uebrigens bestand Molitor diese Prüfung im Jahre 1842 mit der Note I.

In Zweibrücken bestand damals ein „Dramatischer Verein“, der in Verbindung mit Schauspielertruppen in der alten Herzogsstadt für theatralische Unterhaltung zu sorgen hatte. Es scheint, daß die Beteiligung an diesem Verein ihm die erste Gelegenheit bot, von ihm verfaßte Theaterstücke auf die Bühne zu bringen und danach unter dem Decknamen Ulrich Riesler zu veröffentlichen. Ein solches war „Kynast, ein romantisches Spiel in 5 Aufzügen mit Musik“ (1844). Die Ereignisse darin fallen in die Zeit der Hohenstaufen in und um Kynast im Riesengebirge. Die Aufführung am 24. April 1843 fand „zum Vorteil der Kleinkinderbewahranstalt“ statt. Nach dem im Besitze der Familie Amtsgerichtsdirektor Molitor in Zweibrücken befindlichen Originaltheaterzettel, der die von der Hand von Molitors älterem

Bruder Ludwig beigesezten Namen der Spieler und Spielerinnen enthält, waren beide Brüder mitbetheiligt und zwar Ludwig in der Liebhaberrolle Ritter Markwart von der Linde, Wilhelm zweimal, je in einer stummen Rolle, unter den Hochzeitsgästen und unter den barmherzigen Brüdern.

Gegenüber den Aufstellungen eines neueren Memoirenwerkes war es notwendig auf diese Einzelheiten einzugehen. Zwar ohne Namensnennung aber trotzdem in nicht mißzuverstehender Deutlichkeit wird dort Wilhelm die Liebhaberrolle zugeteilt und im Zusammenhange damit eine ganz romanhafte Ausschmückung beigefügt. Das Erstere ist offenbar ganz unrichtig, wie der erwähnte authentische Theaterzettel mit seinen Angaben beweist. Uebrigens äußert sich hierüber auch Dr. Pöhlmann in der schon angeführten Schrift S. 7: „Wie für Musik so war Ludwig Molitor auch für die Schauspielkunst begeistert und wirkte als junger Mann vielfach und erfolgreich auf Liebhaberbühnen, ganz im Gegensatz zu seinem Bruder Wilhelm, dem späteren Speyerer Domkapitular, der als Rechtspraktikant zwar mehrere Bühnenstücke verfaßte, aber bei ihrer Aufführung nicht mitzuwirken vermochte.“ Aehnlich verhält es sich mit der romanhaften Ausschmückung bezüglich Wilhelms. Nach den gemachten Erhebungen bei Familienangehörigen, welche den Sachverhalt genau kannten, liegt eine große Uebertreibung des Memoirenschreibers vor.

Ein weiteres Jugenddrama Molitors aus dieser Zeit (1845) führt den Titel: „Jungfernsprung, dramatische Studie nach einer Volksfage aus den Vogesen.“

Auch der Roman: „Die schöne Zweibrückerin, ein Bild aus der vaterländischen Vorzeit“ gehört hierher. Er spielt im Westrich in der zweiten Hälfte des dreißigjährigen Krieges und ist flott und anziehend geschrieben, was wohl die Ursache war, daß er wiederholt und zuletzt im Jahre 1924 eine Neuauflage erlebte.

Wenn wir den Faden der Lebensbeschreibung wieder aufgreifen, so wurde Molitor im Jahre 1843 bei der k. Regierung der Pfalz als Akzessist zum Staatsdienst einberufen und fand zunächst Verwendung im äußeren Dienste in Frankenthal, Homburg, Bergzabern und Zweibrücken. Zwei Jahre darauf wurde er funktionierender und 1846 etatsmäßiger Regierungs- und Präsidialsekretär in Speyer.

Damit war er auf dem Boden angelangt, auf dem ihn sein eigentlicher Lebensberuf erwartete.

II.

Molitor war jetzt 26 Jahre alt. Es waren gerade 3 Jahre verflossen, seitdem sein hoher Gönner und Firmpate Johannes v. Geißel, der sich für seine definitive Anstellung in Speyer lebhaft interessiert hatte (vgl. Pfüß, Kardinal v. Geißel I, 5 A.), dem höheren Rufe gefolgt und nach Köln übergesiedelt war. Er hatte gewiß damals nicht unterlassen, seinem Schützlinge

die Kreise zugänglich zu machen, denen er bisher selbst nahe gestanden war. So war denn dieser auch bald ein gern gesehener Gast im Hause seines Amtsnachfolgers des Bischofs Nikolaus v. Weis. Damit war für ihn auch eine überaus schätzbare Gelegenheit gegeben, den zahlreichen damals im bischöflichen Hause verkehrenden hohen und höchsten Herrschaften, Künstlern und Gelehrten, die aus Anlaß der Ausmalung des Domes nach Speyer kamen, vorgestellt und vorteilhaft bekannt zu werden.

Diese Beziehungen waren begreiflicherweise in hohem Grade geeignet, den schöngeistig veranlagten und für ein feines Kunstverständnis herangebildeten Präsidialsekretär für einen Gegenstand zu begeistern, der durch die damaligen Ereignisse in Speyer und in weiten Kreisen Süddeutschlands namentlich in den Vordergrund der öffentlichen Interessen gerückt war — den Kaiserdom. Welchen Eindruck derselbe auf ihn machte, hat er in den Distichen niedergelegt:

„Anstaunt starrend der Blick in das steinerne
Wunder verloren,
Andachtsfrieden entkeimt stille den Schauern
der Brust.
Auf in den Raum, den gewaltigen schweift un-
sterblich die Seele.
Schwer zur Erde gebannt schleichet der sterbende
Leib.“

Was er in sinniger Betrachtung empfunden, hat er in einer Schrift veröffentlicht, die ohne

Zweifel zum Besten und Schönsten gehört, was je zur Verherrlichung des Domes erschienen ist. Sie führte erstmals den Titel: Lieder und Romanzen vom Kaiserdom zu Speyer (1846)", in der zweiten Ausgabe aber den ganz einfachen: „Domlieder“ (1864). Der jugendliche Dichter war offenbar zu bescheiden, um bei der ersten Herausgabe mit seinem wahren Namen hervorzutreten. Andererseits mag ihm sein bisheriger Deckname, dessen er sich bei den rein weltlichen Kindern seiner Muse bedient hatte, nicht mehr würdig genug erschienen sein. So kamen die Lieder ohne den Namen des Verfassers in die Oeffentlichkeit. Damals war in ganz Deutschland von Köln und Berlin aus die Idee vom Ausbau des Kölner Domes mit Begeisterung und Erfolg verkündet und mit dem Wunsche begleitet worden, das politische Deutschland möge ebenso einheitlich ausgebaut werden. Angehörige aller Konfessionen in Nord und Süd schwärmten dafür. So erklärt es sich, daß Molitor damals auf der Titelseite seinen „Liedern und Romanzen“ die Beifügung gab: „Das Honorar ist für die Kölner Dombaukasse bestimmt.“

Im Vorwort zur zweiten Ausgabe seiner Domlieder bemerkt Molitor: „Nach zwanzig Jahren sollen diese Lieder abermals den Weg durch die Welt versuchen. Indem ich sie, die mir fremd geworden, durchblättere, finde ich vieles, was dem gereiften Sinne nicht mehr genügt, aber auch Manches, was mir entgegen-

weht, wie Frühlingsluft, welche man im Herbst nicht mehr erwarten darf. Die vollsten Klänge jedoch, welche, wie ich meine, durch diese Strophen gehen, die Liebe zur Kirche und zum Vaterlande, könnten auch jetzt noch in den Herzen Widerhall finden, ja vielleicht jetzt mehr und tiefer, als vordem.“ Wir vernehmen da aus seinem eigenen berufensten Munde, welches die zentralen Gedanken seiner Dichtung sind: die Liebe zur Kirche und zum Vaterlande. Nehmen wir das Büchlein zur Hand, so begegnen wir ihnen tatsächlich nach allen Richtungen hin.

Eine besondere, persönliche Note kommt dem ersten Gedichte, der „Zueigung“ zu. Daraus klingt es uns auf der einen Seite wie eine Absage gegen sentimentalen Jugendfrohsinn entgegen, auf der anderen wie flammende Kampfeslust gegenüber den Tagesgötzen.

Wo der Dichter sich anschickt, sein Lied zu beginnen und sich in dem Gedicht „Frage und Antwort“ die Frage vorlegt: „was aber preisen“, da gibt er sich die Antwort:

Du darfst die neuen reinen Saiten
Durch alten Mißklang nicht entweihen.
Sie können nimmermehr begleiten
Der Lust, des Hasses Wirbelreihen.

Versöhnung haben sie zu klingen;
Genug zerrissen ist das Leben.

Es muß das Lied auf keuschen Schwingen
In Liebe himmelwärts sich heben.

Ergebung haben sie zu singen,
Genug entheiligt ist das Leben.
Und wird's der Schwache nicht vollbringen,
Wird ihm doch Mut zu neuem Leben.

Und nun stellen sich seinem Blicke die wetter-
grauen Türme dar. Die „redenden
Steine“ erzählen ihm von der Geschichte und
der Vorgeschichte des Gotteshauses. Bald fesseln
ihn mit ihrer Trauer und mit ihrem Festesjubiläum
die Feierlichkeiten des Domes zur Frühjahrs-
zeit. In 4 Abteilungen mit je einer Reihe von
Liedern feiert er ihn nun „im Dome“, „auf
dem Turme“, „in der Krypta“ und
„eine Nacht im Dome“. Dazwischen wen-
det er sein Augenmerk einzelnen großen Ereig-
nissen aus der Domgeschichte zu, wie dem „Dom-
brand“ (1689), den „Gegenkaisern“ Albrecht von
Oesterreich und Adolf von Nassau, „St. Bern-
hardus“, um mit religiösen Gedenktagen und
mit der Feier des Domes in seinem neuen
Prachtgewand der Freskenmalerei abzuschlie-
ßen. Als wahre Perlen kirchlichen und vater-
ländischen Empfindens können die allermeisten
von diesen Gedichten angesprochen werden. „Die
Gegenkaiser“ insbesondere können den schönsten
Balladen unserer großen Dichter aus der klas-
sischen Periode an die Seite treten.

Eine glänzende zusammenfassende Beurteilung haben die Domlieder alsbald nach ihrem ersten Erscheinen aus der Feder eines berufenen Fachmannes erfahren. Der schon damals hochangesehene Kunst- und Literaturkenner August Reichen sperger schrieb von ihnen im Kölner Dombaublatt (1847, Nr. 27): „Sie bekunden eine Wärme des Gefühls, männlichen Ernst, einen gläubigen, für die historische Größe, wie für die Regungen der Gegenwart gleich empfänglichen Sinn, und zugleich eine ungewöhnliche Fertigkeit in der formellen Behandlung des Stoffes. Es ist ein duftender Strauß von kirchlichen, historischen und lyrischen Poesien. Alle sind rein, wie Gold, hell, wie Kristall. Keine giftige Schlange ringelt sich unter dem duftigen Blumenschmelze. Das Büchlein ist allen Freunden des Edlen und Schönen zu empfehlen.“

Inzwischen hatte sich ein Ereignis vorbereitet, das Molitor einen neuen Anlaß zur Betätigung auf dem Gebiete der Kunst bot, die *Ausmalung des Domes*, die König Ludwig I. von Bayern durch den Maler Johannes Schraudolph von der Akademie von München vornehmen ließ. Am Montag nach Dreifaltigkeit 1846 wurde damit der Anfang gemacht. Molitor stand bald mit dem Künstlerpersonal in freundschaftlicher Beziehung. Man hatte auf dieser Seite bald erkannt, daß — wie sein Freund Eisenbahndirektor Albert von Jäger in der „Palatina 1880“ nach seinem Tode

berichtet — „Molitor durch sein tiefes Verständnis der christlichen Kunst und seinen hochgebildeten Geschmack wie kein anderer befähigt war, bei ihren Kompositionen und Dispositionen mit wohlbesessener Rücksicht auf die architektonischen Verhältnisse ihnen mit Rat und Tat zur Seite zu stehen und so muß hier gegenüber seiner übergroßen Bescheidenheit der Wahrheit gemäß konstatiert werden, daß ein großer Teil am Gelingen der malerischen und dekorativen Schöpfungen am Kaiserdom unserem Molitor gebührt.“

Bei diesem Verhältnisse Molitors zu Schraudolph und seiner Künstlergruppe erklärt es sich, wenn man ihn auf einem der hervorragendsten Bilder zu verewigen suchte. Auf dem Bilde der Ostwand des Querschiffes, auf dem der hl. Bernhard dem Kaiser Konrad III. die Kreuzesfahne übergibt, sind in der Gestalt des Kaisers mit den blonden herabwallenden Haaren unschwer die Züge und die kennzeichnenden Linien des damaligen Präsidialsekretärs zu erkennen. Ebenso erklärt es sich, wenn die erste im Drucke erschienene Beschreibung der Dombilder von Molitor verfaßt ist. (Vgl. Remling, Bischof Nikolaus von Weis II, 238, N. 336) Speyer 1852.

Welchen Eindruck die Betätigung der religiösen Gesinnung seitens des Präsidialsekretärs in jenen Tagen gemacht hat, davon zeugen die folgenden Worte des schon erwähnten Pilgerredakteurs, des G. Kates Riedinger in seinem Nekrologe über Molitor vom Jahre 1880: „Es war

ausgangs der 40er Jahre, wo Molitor als jugendlicher Beamter der kgl. Regierung in Speyer in jeder Woche ein und das andere Mal in das bischöfliche Konvikt kam und hier seinen Gewissensrat und Beichtvater Domkapitular und Regens Laforet besuchte. Wir erinnern uns noch lebhaft wie wohltuend dieses Beispiel christgläubiger Gesinnung und Frömmigkeit von seiten des schmucken Präsidialsekretärs voll männlicher Schönheit, dem damals die glänzendste Laufbahn im Staatsdienste in Aussicht stand, auf uns Studenten wirkte."

In diese Zeit fallen bekanntlich auch die tiefgehenden Bewegungen der Jahre 1848 und 1849. „Die Freiheit“ war die Losung jener Tage, die Freiheit wohl für alles, nur nicht für Kirche und Religion. Da trat man im März 1848 in Mainz unter der Führung des Domkapitulars Lennig zum Zwecke der Erstrebung der kirchlichen Freiheit im sog. Piusverein zusammen. Das Beispiel fand alsbald auch in Speyer und in den übrigen Nachbardiözesen Nachahmung. Auch Molitor trat dem Verein als tätiges Mitglied bei. Wie versichert wird, ist damals mancher geistvolle und zündende Artikel in der pfälzischen, wie in der auswärtigen Presse seiner Feder entfloßen. (Dr. Zimmern, Lebensbild, S. 8.) Es braucht wohl kaum ausdrücklich gesagt zu werden, daß sein Einfluß an der verhängnisvollen Politik des Gehenslassens der damaligen Regierung der Pfalz unschuldig ist.

Es kam der Herbst in die Lande und noch war die Ruhe nicht hergestellt. „Die Zeiten Babels sind wieder gekommen“, schrieb er damals an seinen Freund Jäger in Ludwigshafen.

Auch im Frühjahr war es noch nicht besser. Er nahm Urlaub, um mit Domvikar Hällmeyer zur Generalversammlung der katholischen Vereine, der Piusvereine, nach Breslau zu reisen. Dort trafen sie ganz verworrene Zustände an. Es war bereits zu Straßenkämpfen gekommen und über die Stadt auch der Belagerungszustand verhängt. Gleichwohl gestatteten die Behörden die Abhaltung der Versammlung. Auch in der pfälzischen Heimat war es inzwischen wieder lebhafter hergegangen. Der „Landesverteidigungsausschuß“ der Pfalz hatte damals nichts eiligeres zu tun, als an sämtliche Beamten die Aufforderung zu richten, binnen 3 Tagen schriftlich zu erklären, die vom Frankfurter Parlament beschlossene Reichsverfassung anzuerkennen, widrigenfalls sie als Rebellen betrachtet und behandelt würden. Molitor erreichte die Aufforderung in Breslau, als die Generalversammlung eben zu Ende gegangen war. Sein Entschluß war jetzt bald gefaßt. Er reiste sofort zu Erzbischof Geißel nach Köln, um mit dessen Zustimmung alsbald sich nach Bonn zu begeben und an der dortigen Universität sich als Theologiestudent einschreiben zu lassen. (Kemling a. a. O. II, 62 A. 123.) Danach nahm er seine Entlassung aus dem Staatsdienste.

Ueber diese seine Rheinreise schrieb er an Jäger nach Ludwigshafen: „Meine Reise war schön, bewegt und friedlich, gefahrvoll und heiter, ernst und komisch — bis zu Tränen. Ich habe das ganze entsetzliche Unheil, welches unser Vaterland seit Jahren erfaßt, noch nie in so anschaulichen und unsäglich trüben Bildern betrachtet. — Ich schweife durch Köln, die altehrwürdige Stadt, und kniee, überwältigt von allen den steinernen Schönheiten, im Dome betend, daß er und Deutschland ausgebaut werden möge in Frieden und zum Heil des gesamten Volkes.“

Mit seinem eingreifenden Entschlusse in Breslau hatte Molitor offenbar auch seine näheren Freunde überrascht. Auf eine diesbezügliche Neußerung schrieb er dann von Bonn aus an Jäger: „Ich habe mich entschlossen, demütig zur Schulbank zurückzukehren“. — „Ich möchte ein ganzer Mensch sein, das ist das ganze Geheimnis. So habe ich denn, über die unreifen Jahre längst hinaus, einen Schritt getan, welcher mich zunächst wieder der Wissenschaft zuführt. Sie liegt jetzt vor mir, wie ein reichblühender Garten, den ich mit heiligem Schauer betrete, während ich bisher wie ein Bettler vor der Türe stand, um hoffnungslos hineinzusehen.“

Er stand jetzt im 30. Lebensjahre. Seine bisherigen, vielseitigen Studien, seine hervorragende allseitige geistige Begabung und seine stets betätigte wissenschaftliche Strebsamkeit lie-

ßen ihn verhältnismäßig rasch das Maß der fachwissenschaftlichen Vorbildung erreichen, das zum Eintritt in das Priesterseminar und zum Empfange der heiligen Weihe notwendig war.

Auf Allerheiligen 1850 wurde er in das Klerikalseminar aufgenommen. Am 15. März 1851 erhielt er die P r i e s t e r w e i h e.

III.

1857. 2
Nun nahm sein Lebenslauf ein rascheres Tempo an. Bald nach der Weihe fand er in der Seelsorge Verwendung als Kaplan in Schifferstadt. Aber schon nach 4 Monaten, am 31. Juli 1857, ernannte ihn Bischof Nikolaus zum Domvikar und zum bischöflichen Sekretär und bereits am Ende des Jahres zum Geistlichen Räte. Sechs Jahre später, — am 11. November 1857 — wählte ihn das Kapitel zum Domkapitular. Hierzu kamen noch die Aemter eines Domkustos und des Dompönitentiars, sowie die Professur für Kunstgeschichte und Homiletik im Priesterseminar. (Vgl. Remling a. a. O. I, 309, II. 347.)

Bis zum Tode seines Bischofs, im Dezember 1869, also über 18 Jahre, wohnte er bei demselben im Hause.

So war er nunmehr in einen Wirkungskreis eingetreten, der anregender und fruchtbarer kaum hätte sein können. Der Oberhirte, der Jugendfreund des Kardinals v. Geißel, zählte bereits zu den angesehensten Mitgliedern des deutschen Episkopats. Seine Haushaltungsführung wurde wegen des großen Zuspruches, den

sie bei Hoch und Nieder fand, trotz ihrer durchgängigen Einfachheit, eine kleine Hofhaltung genannt.

Als bischöflicher Sekretär begleitete Molitor den Oberhirten auf seinen jährlichen Firmungs- und Visitationsreisen, wobei er Gelegenheit fand, gegenüber so vielen kunstarmen Kirchen seinen Kunstsinne neuerdings zu betätigen. Ein Fall, in dem er eine besonders glückliche Hand hatte, darf hier wohl besonders erwähnt werden. Im Jahre 1860 fand er bei der Kirche in Boßweiler bei Grünstadt in dem Sakristeiraum der Kirche 2 ehemals anscheinend bemalte Bretter, welche der Ueberlieferung nach früher das „heilige Grab“ in der Karwoche umrahmten, aber in ihrem damaligen Zustand hiezu nicht mehr tauglich erschienen. Immerhin gab der Bischof auf Molitors Rat 50 fl. in der Absicht, sie für einen Altar in dem neu zu errichteten Waisenhause zu Landstuhl zu verwenden, wosfern sie einer Wiederherstellung noch fähig wären. In Boßweiler war man damit wohl zufrieden. Indessen fielen die ersten Versuche, den Gedanken zu empfehlen, recht ungünstig aus. Man glaubte in Landstuhl davon absehen zu sollen. Nun wurde in der Person des Zeichenlehrers Schmitt an der Gewerbeschule in Frankenthal ein praktischer Fachmann beigezogen, der sich dahin äußerte, er wolle den Versuch der Wiederherstellung des offenbar in Frage kommenden alten Flügelaltars unternehmen, bedürfe aber hiezu wohl gegen 2 Jahre und müsse daher 1500 fl. Honorar

verlangen. Molitor erbot sich, für die angeforderte Summe aufzukommen unter der Bedingung, daß das Bild auf einem Altare in der Katharinenkapelle des Domes Aufstellung finden sollte, worauf der Bischof gerne einging. (Archiv des Domkapitels Faszikel 6.) Das Bild stellt im Mittelstück Mariä Verkündigung, in den Seitenteilen das Weihnachts- und Dreikönigsgeheimnis dar und zählt jezt zu den schönsten Bildern des ganzen Domes. Edward von Steinle bezeichnete es geradezu als den größten Kunstschatz des Domes, vermutlich als ein Werk von Zeitbloom. (Dr. Zimmern, Vortrag über W. Molitor, S. 18.) Tatsächlich bildet es den Gegenstand der Bewunderung von allen kunstverständigen Dombesuchern.

Als Mitglied der Bistumsverwaltung hatte Molitor vor allem die Referate über kirchenrechtliche und kunstgeschichtliche Fragen zu bearbeiten. Inbezug auf die erstere hat er zudem 4 größere Schriften im Druck herausgegeben, nämlich: Das kanonische Gerichtsverfahren gegen Kleriker (1856), die Immunität des Domes in Speyer (1859), das Recht in der Speyerer Seminarfrage (1865) — letztere wohl anonym veröffentlicht, nach Form und Inhalt aber unzweifelhaft von ihm verfaßt — und endlich die Dekretale Per Venerabilem (1876). Um seine Tätigkeit auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst voll zu würdigen, ist es, abgesehen von seinem Einflusse auf die Alumnen des Priesterseminars, notwendig, sich zu vergegenwärtigen, welch

große Umbauten nach der Ausmalung des Domes vorgenommen wurden, namentlich bei der Erneuerung der Domfassade samt ihrer Kuppel und den beiden Seitentürmen (1853—1858) und des Ostgiebels (1868). Wohl war ja Bischof Nikolaus in erster Linie mit der Verantwortung belastet, es dürfte aber keinem Zweifel unterliegen, daß der nächst größte Anteil davon bei der Arbeitsausführung seinem Sekretär und Domkustos zufiel.

Auch in der Seelsorge hatte Molitor Pflichten. Und er nahm sie keineswegs mit geringerer Sorgfalt wahr, wie andere Obliegenheiten. Ganz Hervorragendes hat er nach allgemeinem Urtheile im Beichtstuhle und auf der Kanzel geleistet. Nicht nur, daß er die Predigten bei besonderen festlichen Gelegenheiten übernahm, er hielt auch im regelmäßigen Turnus abwechselnd viele Jahre Sonntags die 11-Uhr-Predigt im Dome. Dabei verstand er es meisterhaft, durch sein überaus würdevolles Auftreten, durch seine geistreichen Gedanken und die Gewalt seiner glänzenden Sprache die Zuhörer mit sich fortzureißen, so daß sein Erscheinen auf der Kanzel stets als ein Ereignis begrüßt wurde. Seine „Vorträge über geistliche Beredsamkeit“ (1860), 7 Fastenpredigten 1872, eine Reihe von Gelegenheitspredigten, sowie 2 Bände Sonn- und Festtagspredigten sind (1881—1882) im Buchhandel erschienen.

Es ist ganz selbstverständlich, daß Molitor seinem Oberhirten auch bei außerordentlichen

Anlässen vorzügliche Dienste leistete. So bei dessen Besuch beim Apostolischen Stuhle in Rom (1856 und 1862), wo er bald zu hohem Ansehen gelangte, wie aus der Tatsache hervorgeht, daß Papst Pius IX. im Jahre 1864 ihm das Diplom eines Doktors der Theologie übersenden ließ. Auch bei der Feier einer Reihe von großen Domfesten in Speyer, wirkte Molitor in hervorragender Weise mit, wie bei der Vollendung der Ausmalung oder eines baulichen Restaurationswerkes oder des großen Hauptfestes der 8. Jahrhundertfeier der Weihe des Domes im Jahre 1861, für welche er das Festlied: „O Königin voll Herrlichkeit“ gedichtet hat, das seitdem das Domlied ist und für alle Zukunft bleiben wird.

In besonderer außerordentlicher Sendung vertrat er seinen bereits schwer leidenden, hochbetagten Oberhirten im Jahre 1868 in Rom bei den Kirchenfürsten Deutschlands, welche sich zur Vorbereitung des allgemeinen Konzils vom Vatikan in die ewige Stadt begeben hatten. Daraufhin wurde er auf Empfehlung des Kardinals Reisach bei der päpstlichen Kommission für kirchenpolitische Angelegenheiten zum Konsultor ernannt. In dieser Eigenschaft weilte er vom Dezember 1868 bis Juni 1869 in Rom, als die Nachricht von dem bedenklichen Zustande seines Oberhirten ihn veranlaßte, die Heimreise anzutreten. Nachdem dieser am 13. Dezember gestorben war, reiste er abermals nach Rom, um dem

inzwischen eröffneten Konzil als päpstlicher Theologe beizuwohnen.

Es ist bekannt, daß er in seinem ganzen Leben stets für die streng kirchliche Richtung eintrat. Diesen Standpunkt nahm er dann auch in der damals schwebenden Frage von der lehramtlichen Unfehlbarkeit des Papstes ein. Zugleich war er bemüht, den wichtigen Lehrkündgebungen der Kirchenversammlung in der Heimat mehr Verständnis zu bereiten, indem er Uebersetzungen von ihnen anfertigte und sie in Regensburg (1870) erscheinen ließ.

IV.

Molitor war von Jugend auf ein Freund der Arbeit. Er blieb es auch späterhin. Erholung und Genuß von Lebensfreuden außerhalb seines Berufes kannte er fast nicht. Er kam nur alljährlich das eine und das andere Mal theils mit seinem Bischof, theils allein zu seiner Erholung zu Rat Schloffer auf Stift Neuburg bei Heidelberg (vgl. A. M. v. Steinle, Edward v. Steinles Briefwechsel mit seinen Freunden I, 513). Dazu besaß er die Gabe, rasch und sicher zu arbeiten. Nur einen Beleg dafür. Im Jahre 1879, wo er durch seine lange und schwere Krankheit schon sehr geschwächt war, arbeitete er das schöne Bühnenstück „Die Blume von Sizilien“ in ganzen 4 Wochen druckfertig aus. Diese beiden Eigenschaften von ihm erklären es, wie er bei seinen mannigfaltigen, zeitraubenden und oft genug recht schwierigen dienstlichen Ar-

beiten sich auch noch durch eine vielseitige private Tätigkeit in den Dienst der Allgemeinheit stellen konnte.

So war er allezeit ein Förderer des katholischen Vereinslebens, das zu seiner Zeit in der Pfalz noch ganz in seinen Anfängen begriffen war. Besonders förderte er die damaligen hiesigen Vereine: den Paramentenverein, dessen Vorstand er war, den Gesellenverein, zu dessen Gunsten er (1860) das „Dramatische Gemälde“, „Das alte Deutsche Handwerk“ veröffentlichte, sowie die Lesegesellschaft, zu deren Gründungsmitgliedern er zählte. Mit deren Mitgliedern übte er wiederholt von ihm verfaßte Theaterstücke persönlich ein, in ihren Räumen hielt er seine 3 herrlichen Vorlesungen „Ueber Goethes Faust“ (1869). Es sei gestattet, aus den einleitenden Worten (S. 8) des viel zu wenig bekannten Büchleins das Ziel hervorzuheben, das er dabei im Auge hatte. „Goethes Faust hat nicht nur den Vorzug, das Meisterstück eines Goethe genannt zu werden, sondern es bietet auch einen Inhalt so reich und tief, so anziehend und fesselnd, und wiederum so warm eingreifend in das moderne Leben, daß wir in gewissem Sinne zugeben müssen, es stehe auf der Höhe — der Schwindelhöhe — der Zeit. Goethes Faust ist der Mensch, der natürliche, unseres Zeitalters. Daß wir ihm verwandt sind, daß wir in seinem Schicksal vielleicht das unsere, jedenfalls die Lebenswege vieler erkennen; das nimmt unser ganzes Mitgefühl in Anspruch, das bewirkt, daß

wir gleichsam mit verhaltenem Atem den Tönen des Schmerzes, der Leidenschaft, der Hoffnung und der Verzweiflung lauschen, welche in diesem wunderbaren Gedichte in mächtigen — wenn auch oft ungelösten — Akkorden zusammenrauschen und die verborgensten Saiten unserer eigenen Brust rühren. Erhebend wird dieses Saitenspiel in jene vollen Schwingungen hineingezogen, und lauter und leiser muß es mitklingen in dieser unergründlichen Flut wogender Harmonien und Disharmonien.“

„Der in seinem Wissensdrange auf sich gestellt, in dem Banne der Leidenschaft befangene Mensch ohne Gott, das ist dieser Faust, wie ihn uns Goethes Meisterhand mit sicheren Zügen lebendig und wahr darstellt. Hierin besteht die dichterische Größe dieses psychologischen Gemäldes. Was aus diesem Menschen werden soll und wird, dieses darzustellen hat zwar der Dichter auch unternommen. Aber nur zum Theile ist es ihm geglückt; der Hauptsache nach bleibt hier die Aufgabe ungelöst, der Versuch förmlich mißlungen. Dieses ist die selber tragische Schattenseite des Werkes, welches der Dichter mit vollem Rechte eine Tragödie genannt hat.“

„Damit haben wir den Standpunkt unserer Auffassung des Faust von Goethe festgestellt. Unsere Pflicht ist es demnach, diesen Standpunkt zu verteidigen und eine solche Auffassung zu begründen.“

Molitor trat auch stets mit Begeisterung für die katholische Presse ein. In flammenden Worten, die an die Sprache eines Joseph von Görres erinnern, tat er dieses besonders in der 1866 anonym erschienenen, aber neuestens von der Verlagsbuchhandlung Pustet in Regensburg als von ihm herrührend bezeichneten Broschüre: „Die Großmacht der Presse“. So legen wir denn Hand an das Werk, das ein so unendlich segensreiches sein wird — Laien, Priester, Bischöfe! Ja, auf die Oberhirten sehen wir mit festem unerschütterlichen Vertrauen. Lange genug haben wir erwogen und gezaudert. Tempus faciendi! Stellen wir sie her, die Großmacht der katholischen Presse!“ So schloß er seine freimütigen Ausführungen. Wohl blieben sie damals nicht unwidersprochen, die Folgezeit der Kulturkampfperiode hat aber bald überall das volle Verständnis dafür gezeitigt. Im nämlichen Jahre erschien noch eine zweite einschlägige Broschüre mit seinem Namen: „Die Organisation der katholischen Presse.“

Sofort suchte Molitor eifrigst in der Pfalz für die Hebung des Pressewesens Stimmung zu machen. Im Laufe eines Jahres gelang es ihm, mit Genehmigung des Oberhirten den „katholischen Pressverein“ ins Dasein zu rufen und mit dessen Hilfe eine „Bereinsdruckerei“ und die Tageszeitung „Die Rheinpfalz“ zu gründen, welche sich namentlich in den schwierigen Zeiten der 70er Jahre gegenüber dem Altkatholizismus die größten Verdienste erworben haben. Zur Kennzeichnung dieser seiner Tätigkeit bemerkt übri-

gens A. M. von Steinle (am n. D. 530) treffend:
„Er war ein Publizist im landläufigen Sinne
des Wortes. Selbst wenn er die Tagespresse be-
nutzte, nahmen sich seine Artikel aus wie das er-
höhte Gold auf alten Miniaturen. Aber er
fühlte, daß das nicht für die großen Massen sei,
bei denen nun gewirkt werden mußte. Und sein
poetischer Instinkt gab ihm den Weg an. Er
wurde Satiriker unter dem Pseudonym
Benno Bronner.“

Seine glänzendste Tätigkeit entfaltete Mo-
litor indessen auf dem Gebiete der schönen
Literatur.

Man hat ihn einen Romantiker genannt und
in gewissem Sinne mit Recht. Er war ein Ver-
ehrer und begeisterter Vorkämpfer für jene Kul-
tur der Vorzeit im kirchlichen Sinne, wie sie den
Romantikern vorschwebte. Dabei blieb er. Die
Liebe zur Kirche und zum Vaterlande, die dem
27jährigen Juristen die Harfe stimmte, sie ist es
auch, die dem 45jährigen Priester noch die Ge-
nugtuung bereitet. Sie bilden im Großen und
Ganzen den Grundton aller seiner Poesien,
all' seines Dichtens und Denkens. Für Recht
und Freiheit der Kirche, für Glaube, Treue und
gute alte Sitte des Volkes tritt er ein gegen Ge-
walt und Lücke einer geheimbündlerischen
Staatskunst und gegen die ungläubigen Bestre-
bungen einer falschen Wissenschaft, verherrlicht
von einer widerlichen modernen Aelterkunst, zieht
er furchtlos sein Schwert, einem Ritter der alten
Zeit nicht unähnlich, dem nichts höher stand, als

ein Hort der Bedrängten und ein Rächer des Frevels zu sein.

Im Jahre 1863 erschien anonym, aber nach allem zu schließen von Molitor verfaßt die Schrift: „Oskar von Redwitz und seine Dichteraufgabe. Ein Wort zur Frage über die deutsche Poesie der Gegenwart.“ Darin heißt es S. 67 in der Molitor eigenen packenden Sprache: „Die Nacht des Unglaubens, die Nacht des Wachens, die in ihrem Gefolge all das unfähliche Elend des Leibes und des Geistes hat, woran das alte Europa bis zur Stunde noch darniederliegt — sie muß zu Ende gehen. Da ist es die Aufgabe des gottbegeisterten Dichters, der mit dem poetischen zugleich das Prophetenamt verwaltet, auf der Warte der Zeit zu stehen und mit klarem Seherblick in die verhüllte bessere Zukunft zu dringen, und von dem, was er geschaut, den bangen Menschenkindern die Kunde des Trostes und der Hoffnung zu bringen, ihr Harren zu versüßen, ihren Mut zu stählen. Dann wieder muß der Dichter mitten in den heißen Kampf des Tages hinein, um die Lüge der Asterdichtkunst zu entlarven, all ihr erbärmliches Blendwerk zusammenzuschmettern und auf den Trümmern ihrer Gözentempel das hehre Banner des Glaubens und der Wahrheit triumphierend aufzurichten.“

Die hohe Warte der Zeit hat Molitor als Dramatiker bestiegen, wenn er im Weichnachtsraum“ 1867, im Hause zu Na-

zareth" 1872, und in „den Weisen des Morgenlandes" 1877 auf dem Boden der Welttatsache der Menschwerdung des Herrn den Weihnachts- und Dreikönigsjubel in den Seelen erklingen ließ. Er hat sie bestiegen in „Maria Magdalena" 1863, in der „Freigelassenen Ne-ros" 1865, im „Julian der Apostat" 1866, in „Claudia Procula" 1867, in „Des Kaisers Günstling" 1874, in „St. Ursulas Rheinfahrt" 1878 und in „Der Blume von Sicilien" 1880, wo er auf dem geschichtlichen Boden des Unter- ganges der jüdischen und altheidnischen römischen und germanischen Welt den Sieg der Gnade über pharisäische Verblendung und über moralische Ohnmacht römischen Cäsarentums feiert. Er hat sie endlich bestiegen anlässlich der Dichtung von Gelegenheitsbühnenstücken „Das alte deutsche Handwerk" 1864 „Schön Gundel" 1878 und „Die Villa von Amalfi" 1878, teils um dem Alltagsbewußtsein eine höhere, weihvollere Stimmung zu geben, teils um die Torheit böser Neigungen zu beleuchten und zurechtzuweisen.

In den heißen Tageskampf ist Molitor unter dem Decknamen Benno Bronner in folgenden 6 Schriften eingetreten: „Herr von Sylabus", eine Kriminalnovelle aus dem 19. Jahrhundert (1873) „Der Jesuit" Novelle aus der Gegenwart in photographischen Blättern (1873) „Brennende Fragen, Memoiren eines Totenkopfes" (1874), „Der Gast im Rhythmus", eine Erzählung in 12 Abenteuern (1876) und „Der

Raplan von Friedlingen“ eine didaktische Novelle (1877). Der Ton dieser Schriften ist vielfach Humor und Satire. In allen finden die Tagesfragen seiner Zeit eine scharfsinnige und wirkungsvolle Erörterung. Dabei war er kein blinder Illusionist oder Optimist. So schrieb er am 17. 9. 64 an Steinle: „Ich zweifelte fast für unsere Zeit an dem Ueberwinden all des Uebels. Man muß sich aber mit der Situation Gregors VII. begnügen. Der Sieg kommt für die künftigen Geschlechter.“ (M. n. D. I, 519).

Der Vollständigkeit halber seien folgende bisher noch nicht erwähnte Schriften Molitors nachgetragen: Emmanuel, Festgedicht zur Säcularfeier der Speyerer Domweihe (1861), das Theater, seine Bedeutung und seine gegenwärtige Stellung (Frankfurter Broschüre) 1866, Rom, Wegweiser durch die ewige Stadt, 2. Auflage, herausgegeben mit Historienmaler M. Wittmer (1870), Piusbuch, Pius IX., gemeinsam mit Dr. Hülskamp (1873), Nachfolge Christi, Uebersetzung, 2. Aufl. (1895), Gedichte, nach seinem Tode herausgegeben von seinem Bruder Ludwig Molitor (1884).

Was nun den tatsächlichen Erfolg dieser reichen literarischen Tätigkeit betrifft, so muß leider festgestellt werden, daß derselbe mitunter hinter der berechtigten Erwartung zurückgeblieben ist und zwar nicht ohne die Schuld von Kritikern aus der Reihe der Gesinnungsgenossen. Dies gilt insbesondere von seinem Schaffen als D r a :

matiker. So verstößt es doch gewiß gegen Recht und Billigkeit, die man sonst von Gesinnungsfreunden erwarten darf, wenn der Mangel an dramatischer Handlung, der einzelnen Erstlingsdramen immerhin bis zu einem gewissen Grade anhaften mag, an der Hand der Schulschablone aufgebauscht und dazu noch unterschiedslos auf alle Dramen übertragen und schließlich von neueren Schriftstellern ohne Weiteres übernommen wird. Nicht anders ist es, wenn bemängelt wird, daß Molitor den Stoff für seine Martyrertragödien aus der Urgeschichte des Christentums genommen und wenn man dabei vorgibt, daß „die Mehrzahl der Leser — selbst der katholischen — sich gleichgiltig davon abwendet.“ Dem gegenüber ist aber wenig gut gemacht, wenn man bei der Kritik zwischen dem Künstler und dem Dichter unterscheidet und den einen wie eben erwähnt behandelt, den andern aber doch einen hohen Rang zuerkennen will, indem man in seinen Dramen eine Welt von Charakteren handeln läßt, ihn selbst als einen gründlichen Kenner des menschlichen Herzens bis in die zartesten Nuancen hinein feiert, in seinen Hauptpersonen Meistergestalten erblickt und selbst die hohe Objektivität, wie sie den großen Meistern der dramatischen Kunst eigen ist, bewundert. (Vgl. Reiter, Zeitgenössische Dichter Deutschlands S. 288 ff.)

Da muß es mit Genugtuung erfüllen, wenn, obwohl reichlich spät, 1913, Dr. Lorenz R a p p die Molitorfrage neuerdings geprüft

hat und zu dem Ergebnis gelangt ist: „Das Wort, das L i n d e m a n n über Molitors Dramen fallen ließ: „oft zu fein gemalt“ für Theaterlampen, aber lyrisch bedeutsam und formvollendet, ein Wort, das sie zu „Lese Dramen“ stempelt, trifft nicht auf alle zu. Bedingungslos unterschreiben läßt es sich nur bei „Julian der Apostat“ und „Claudia Prokula“. In den andern dagegen, vor allem in „Maria Magdalena“ pulst eine so reiche innere Handlung, daß das Interesse am Werden der Geschehnisse der auftretenden Person gar nicht erlahmen kann. Wohlgemerkt freilich: i n n e r e Handlung, Darlegung verschlungener seelischer Zustände, Entwicklung und kraftvolle Lösung heftiger Konflikte, — nicht bloß jenes bloß äußerliche Geben und Kommen, Streiten und Sterben der Gestalten. Aber das hat uns doch die ganze neue Dramatik gelehrt, daß es beim Wesen des Dramas nur auf diese innere Handlung, diese Durchsättigung mit geistigen Konflikten ankommt, nicht auf jene elementaren, ungebändigten, in Mord und Blut sich entladenden Leidenschaftsausbrüche, wie sie vor 150 Jahren Klingers „Zwillinge“ samt dem ganzen darauffolgenden Sturm und Drang für nötig hielten.“ (Der Gral, Monatschrift 1913 S. 42). — Ueber die gleichfalls umstrittene „Maria Magdalena“ äußert sich Krapp (a. a. O. S. 97) wie folgt: „Dabei liegt stets eine Weihestimmung über allem Geschehen. Wie müßte ein solches Drama wirken, würde es hingestellt auf eine Bühne, die dieser Weihestim-

mung würdig ist nicht eine Bühne, auf der gestern Salome tanzte und morgen die Wirtin vom „weißen Röhl“ ihr Bier verschenkt, sondern eine solche, wie die Kralitz und Pöllmanns Ideen leben!“

Sein Gesamturteil über Molitor hat Krapp in die Worte zusammengefaßt: „In einer Zeit, wo die poetische Energie der deutschen Katholiken Vielen auf einem toten Punkt zu stehen schien, hat er die alten christlichen Traditionen in der Kunst hochgehalten und war damals so ziemlich der einzige Vertreter des Dramas auf katholischer Seite. Das soll ihm unvergessen sein; umso mehr, als er nicht bloß ehrliche Begeisterung zu seinem Künstlerschaffen mitbrachte, sondern auch eine feinsinnige, ursprünglich an großen Meistern geschulte Kraft.“ (Gral S. 99.)

Seit Molitors Tod (1880) ist die Zahl der Dichter für unsere Vereinsbühne recht groß geworden. Reiter (a. a. O. S. 263—265) weiß schon im Jahre 1884 eine große Anzahl aufzuführen. Wer aber erst in neuester Zeit auch damit befaßt war, Bühnenstücke für unsere praktischen Veranlassungen auszuwählen, der weiß, wie schwer es noch immer ist, zugkräftige und völlig einwandfreie Dramen zu finden. Wer dazu von den Bühnenstücken Molitors Einsicht genommen, wird kaum in Abrede stellen, daß keiner der Unsrigen namhaft gemacht werden kann, der sovieler und zugleich in bezug auf Form und Inhalt so hochstehende dramatische Dichtungen geschaffen hätte, wie Molitor. Einzelne, wie

die Weisen des Morgenlandes und die Blume von Sizilien, die für die Zöglinge des bischöflichen Konvikts, und St. Ursulas Rheinfahrt, Schön Gundel und die Villa von Amalfi, die für die Zöglinge der höheren Mädchenschule des St. Magdalenenklosters in Speyer verfaßt wurden, sind schon oft über die Anstaltsbühnen gegangen und haben regelmäßig vollsten Beifall geerntet. Sie lassen sich unschwer auch auf Vereinsbühnen mit ja nur männlichen bezw. weiblichen Rollen zur Aufführung bringen. Das Gleiche kann von „Des Kaisers Günstling“ festgestellt werden, der von Zeit zu Zeit auf der Bühne des katholischen Vereinshauses in Speyer zur Darstellung gelangt ist und gemischte Rollen aufweist. Zu bedauern ist nur, daß die Molitorschen Dramen schon l ä n g s t v e r g r i f f e n und noch immer nicht wieder aufgelegt worden sind.

V.

Doch nun ist es Zeit, den Faden der Lebensgeschichte des Verewigten wieder aufzugreifen und zu Ende zu führen.

Nach dem Tode des Bischofs Nikolaus von Weis bezog Molitor nach seiner Rückkehr von Rom im Sommer 1870 seine eigene Domherrenwohnung im sog. Vikarien-Hof. Es war die zweitoberste in der Hauptstraße vom Dome aus gerechnet. Die Professur im Priesterseminar hatte er schon 5 Jahre zuvor niedergelegt. Jetzt war auch der Dienst des bischöflichen Sekretärs in Wegfall gekommen, so daß er sich nunmehr

in reicherm Maße schriftstellerischen Arbeiten widmen konnte. Tatsächlich hat er in diesem letzten Jahrzehnt seines Lebens 7 Dramen und 6 größere Tageschriften ausgearbeitet und veröffentlicht.

Noch wäre eine Frage zu streifen, die damals spielte und ihn betraf, nämlich die Frage, wer auf dem bischöflichen Stuhle zu Speyer Bischof Nikolaus' Nachfolger werden sollte. Nach allgemeiner Ansicht hat der hochselige Bischof den Wunsch, Molitor möchte es werden, mit ins Grab genommen. In weiten Kreisen hat das katholische Volk ebenso gedacht. Molitor war nach dem Begräbnis des Bischofs zum Konzil nach Rom abgereist, ohne sich in der Frage irgendwie zu bemühen. Wie er es früher gehalten hatte, als er für Trier und für Limburg auf der Kandidatenliste stand und auf den Rat seines Oberhirten zurückgetreten war, so wollte er den Gang der Angelegenheit wieder höherer Entscheidung überlassen. Von befreundeter Seite hierüber zur Rede gestellt, gab er von Rom aus zur Antwort: „Nein, ich lasse meine Finger aus dieser heißen Frage und bete täglich ein Vaterunser, daß mein Freund Hohenlohe in München am Ruder bleibt. Denn Bischof in Deutschland zu sein in der nächsten Zeit, ist eine hübsche Arbeit; sie geht bis zu Ketten und Banden.“ Hiezu wäre nur zu bemerken, daß „sein Freund“, der Ministerpräsident in München, die „Rheinpfalz“ damals wegen eines

von Molitor geschriebenen Artikels „Nur eine Unge Logik“ in Anflagezustand versetzt hatte.

Molitor erfreute sich zunächst noch einer unerschütterten Gesundheit. Im Jahre 1875 konnte er sich sogar entschließen, sich von einem Wahlreise in Unterfranken als Abgeordneter für den bayerischen Landtag wählen zu lassen. Er fand sich indessen in das Zusammenarbeiten mit dieser parlamentarischen Körperschaft ebensowenig hinein, wie einst in seiner Jugend in das Zusammenspiel auf der Theaterbühne in Zweibrücken. Schon am 5. 6. 77 schrieb er an Steinle: Mit einem ärztlichen Zeugnis als Talisman gegen Kammerreden bewaffnet, werde ich mein Mandat niederlegen, wenn nicht auf der patriotischen Drehorgel ganz andere Register gezogen werden, die mich verpflichten, zu bleiben. Aber ich zweifle daran, daß es geschieht, denn wir haben zwar die Register, die anders können, als „Gedacht“ und „Flöte“, „Krummhorn“ und „Viola“, „Gamba“, aber es fehlt uns an den richtigen Organisten. (M. a. D. S. 534.) — Nicht lange danach schrieb er wieder an Steinle — (am 4. 10. 77): „Ich habe den besseren Teil erwählt und bin nach niedergelegtem Landtagsmandat hier (in Speyer) eingetroffen. Ich taue nicht für dieses höhere Handwerksburschenleben mit politischem Edelmut.“ Ebenda S. 535.

Bald setzte eine Krankheit ein, deren Natur den Ärzten zunächst unbekannt blieb; zulezt stellte man Knochenfraß an der Wirbelsäule fest.

Er litt daran mehrere Jahre zeitenweise überaus schmerzlich. Daß ihn auch auf seinem Krankenlager die Muse der Dichtkunst nicht verließ, dafür zeugen die Widmungsverse an eine Nichte in Engelberg in der Schweiz, der er im August 1879 Bertholds Gedichte „An frischen Quellen“ übersandte:

„Grüß mir des Himmels lachend Blau,
Grüß' mir die Berge, grüß' die Au,
Den Sonnenblick, der Wolken Zug —
Du kannst sie grüßen nicht genug.
Grüß' mir die Blum' an duftiger Halde
Und jedes grüne Blatt im Walde;
Und liegt eins welk und kümmerlich,
Gedenke mein und bet' für mich!“

Am 11. Januar 1880 erlöste ihn der Tod von seinem qualvollen Leiden im 61. Lebensjahre. Seine Gesichtszüge waren fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Er fand seine letzte Ruhestätte auf dem alten Kirchhofe in Speyer in der unmittelbaren Nähe des Kirchhofkreuzes.

Die Teilnahme an seinem Hinscheiden war in weiten Kreisen in ganz Deutschland sehr groß. Das Empfinden, daß eine Geistesgröße ersten Ranges von uns gegangen, war ein allgemeines. Die Tageszeitungen aller Parteien, wie die Blätter für Literatur, gegenrührliche wie gesinnungsfreundliche, verbreiteten

die Trauerkunde unter hochehrenden Worten der Anerkennung. Je ein Beleg seitens der beiden christlichen Konfessionen mag hier Platz finden.

Der damals in Münster in Westfalen erschienene „Literarische Handweiser für das katholische Deutschland“ schrieb u. a. (Jahrgang 1880 S. 88): „Molitor war eine durchaus ideal angelegte Natur, voll Sinn, Verständnis und Begeisterung für alles Gute, Schöne und Heilige, voll verzehrenden Eifers, vor allem für Gottes Ehre und das Heil der Seelen. Als Mann, als Geist, als Priester allgemein verehrt, wirkte er in seiner Heimatdiözese durch Beispiel, Wort und Tat unendlich einflußreich und segensreich, weit über die Gegenwart hinaus durch sein wirksames Eingreifen in die Tagesfragen, für eine lange Zukunft durch seine poetischen Schriften. Die letzteren, sowohl die schönen Lieder, wie die schwunghaften, in edler Sprache gehaltenen, an poetischem Gehalte überreichen, den heiligsten Zwecken dienenden Dramen werden seinen Namen in der katholischen Literatur für alle Zeiten unvergeßlich machen.“

Das Pfälzische Memorabile — 52. Gabe des evangelischen Vereins für die protestantische Pfalz, 4. Nachtrag, VIII. Teil, S. 164/165 — widmet Molitor folgende Worte: „Seine lyrischen und dramatischen Dichtungen sind ebenso geistreich wie formvollendet. Er war ebenso hervorragend an Geistes-

gaben, wie an edlem, reinem Charakter. Die katholische Kirche der Pfalz hat an ihm einen empfindlichen, ja kaum ersetzbaren Verlust erlitten.“

Im Jahre 1906 hat endlich auch die Allgemeine Deutsche Biographie ihm den verdienten Ehrenplatz angewiesen. (52. Bd. 438—441).

Mögen diese Zeilen, welche zunächst den Zweck haben, die Erinnerung an den großen Dichter aufzufrischen, auch seinen poetischen Werken zugute kommen und insbesondere seinen Domliedern für ihre neue Reise zur Empfehlung gereichen!

Speyer, im Mai 1926.

Prälat J. Schwind.